

Gerhard
Müller

Gottes Vielfalt

Gottesvorstellungen und Gottesverstellungen

Michael Hübner zum 60. Geburtstag

Gott?

Über Gott ist viel geschrieben, gesprochen und gestritten worden. Zu seiner „Vielfalt“ gehören die widersprüchlichsten Urteile über ihn. Früher nahm man an, dass es jenseits unserer Welt eine Meta-Welt gebe, eine andere Welt. Aristoteles (384–322 vor Christus), der große antike Philosoph, schrieb eine „Physik“ und eine „Metaphysik“.¹ Das hörte mit der Aufklärung im 18. Jahrhundert mehr oder weniger auf. Stattdessen ging es jetzt um den Menschen, um uns, um unsere Verantwortung. War bisher von einem Gesetz Gottes die Rede gewesen, so trat jetzt an die Stelle dieser Theonomie die Autonomie, das Gesetz, das sich aus der Sache selbst ergibt.

Warum dann überhaupt nach Gott fragen, gar nach seiner Vielfalt? „Viele Menschen haben vergessen, dass sie Gott vergessen haben“ (Wolf Krötke²). Gar nicht so wenige Kinder haben nie das Beten gelernt. Die christliche Sozialisation ist in unserem Land weitgehend verloren gegangen. Ein Beispiel: „In der offiziellen Taufiturgie [...] werden zwei bestimmende [...] Elemente [...] hervorgehoben – die Anrufung des dreieinigen Gottes durch die trinitarische Taufformel und das gemeinsam gesprochene Glaubensbe-

1 Vgl. Olof Gigon, Aristoteles/Aristotelismus I, in: Theologische Realenzyklopädie (zit.: TRE) Bd. 3, Berlin/New York 1978, S. 731.

2 Vgl. z. B. <http://wolf-kroetke.de/ansicht/eintrag/40.html>.

kenntnis [...] sowie das Wasser als Zeichen der Neugeburt und der Auferstehung. Davon ist in den Wünschen (der Eltern) überhaupt keine Rede.“³ An die Stelle der christlichen Tradition ist bei vielen das große Kapitel der Künstlichen Intelligenz getreten. Wer einen Beruf erlernt, muss sein Leben lang ein Lernender bleiben. Aber nicht bei jedem Lebenslauf reicht der Atem, um mitzukommen. Dann wird aussortiert, „frei gesetzt“. Wer sagt, das war früher alles besser, übersieht, dass heute der Lebensstandard der Erfolgreichen üppig ist und früher nur von der obersten dünnen Schicht erreicht wurde.

Was hinderte, wurde abgeschafft. Wir leben in einem „postkonventionellen Zeitalter“.⁴ Was früher Gepflogenheit war, etwa dass man sich höflich zu verhalten habe, wird nicht mehr durchweg akzeptiert. Wer das bestreitet, möge als alter Mensch mit Gepäck in einen Nahverkehrszug einzusteigen versuchen. Pendler und Schüler können das besser! Konventionen setzten voraus, dass Menschen zusammenkamen (con-venire) und sich verständigten. Alle wussten: „Alles [...], was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch“ (Mt 7,12). Gibt es heute noch „die Leute“? Oder wird hinter jedem Menschen nur der offene oder der versteckte Konkurrent gesehen?

Alles wird hinterfragt: Alles bedarf „der Rechtfertigung: die Familie, der Staat, die Kausalität, das Individuum, die Chemie, das Gemüse, der Haarwuchs, die Laune, das Leben, die Bildung.“⁵ Unsere Postmoderne ist anders geworden, als manche es gewohnt waren. Stets soll es Neues geben. Events stehen in hohem Kurs. Zugleich sind die Erwartungen groß: Es darf keinen Konjunkturreinbruch geben, damit mein Arbeitsplatz nicht wegfällt. Dafür muss der Staat sorgen. Das bestmögliche Leben muss doch herstellbar sein – von uns. Die „Neuzeit ist [...] die erste Epoche, in der für die Menschen Ohnmacht und Leiden nicht mehr das Selbstverständliche und Normale sind. Jetzt – erstmalig – scheint die Not grundsätzlich beherrschbar, der Schmerz grundsätzlich ersparbar, die Krankheit grundsätzlich besiegbar, das Böse grundsätzlich abschaffbar, die endlichkeitsbedingte Ohnmacht des Menschen grundsätzlich überspielbar.“⁶ Wir werden das schon schaffen, meinen viele. Eine außerweltliche Übermacht steht uns ja nicht mehr im Weg. Aber sie kommt auch nicht mehr als Hilfe in Frage. Deswegen müssen wir selbst alles schaffen. Wir Menschen *wollten* schon immer „*sein wie Gott*“ (1. Mose 3,5). Heute – so meinen wir – *müssen* wir es.

3 Christian Buchholz, Taufwünsche in unseren Kirchen. Ein Beitrag zur Diskussion um die Taufagende, in: Deutsches Pfarrerblatt 119 (2019), S. 20.

4 Odo Marquard, Apologie des Zufälligen, Stuttgart 1986, S. 11.

5 Ebd.

6 A. a. O., S. 15.

Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) hat von der bestmöglichen aller Welten gesprochen.⁷ Aber dabei blieben spätere Philosophen nicht stehen. Denn das Übel in der Welt mindert – so meinten sie – die Qualität dieser Welt. Gott hätte deswegen die Schöpfung lieber unterlassen sollen. Die neuen Denker ersetzten deswegen den Schöpfergott durch den schöpferischen Menschen. So meinten Immanuel Kant (1724–1804) und Johann Gottlieb Fichte (1762–1814), dass der Mensch „als Schöpfer der artifiziellen Experimentalwelt der exakten Wissenschaften und ihrer technischen Anwendungswelt sowie der autonom selbstgegebenen sittlichen Normenwelt und Normenvollzugswelt und [...] als Schöpfer der Geschichte“⁸ anzusehen sei. Von Gott brauchte keine Rede mehr zu sein. Vorstellungen von ihm benötigen wir nicht mehr. Wir machen uns deswegen auch keine Bilder mehr von ihm, die ihn in seinem Mysterium verstellten und unkenntlich machten. Dennoch bleiben unerwartete Schwierigkeiten.

Unfreiheit

Wir singen das Lob der Freiheit. Mit Recht. In unserem Land gibt es Menschenrechte, Religions-, Meinungs- und Gewissensfreiheit. Das soll nicht verschwiegen werden, gibt es doch viele Länder, in denen es schrecklicher Weise anders ist. Aber unfrei bin ich in meinen *grundlegenden* Lebensbedingungen. Meine Gaben und meine Mängel habe ich mir nicht aussuchen können. Wenn in einem Examen der Herr von einer rein männlichen Prüfungskommission eine bessere Note bekommt als die Dame,⁹ dann mag sich der Dame der Gedanke nahelegen: „Warum gehöre ich nicht zu dem Geschlecht, das anscheinend eine Bewertung prägt, und wäre es nicht einfacher, wenn ich mein Geschlecht vor der Prüfung frei wähle?“ Denn es gibt ja eine neue Lehre. Mit Blick auf die Frauen geht sie wohl auf ein Wort von Simone de Beauvoir (1908–1988) zurück, die geschrieben hat: „Man ist

7 Vgl. Hans Poser, Gottfried Wilhelm Leibniz, in: TRE 20, 1990, S. 662 f.

8 Marquard, a. a. O. (wie Anm. 4), S. 18.

9 Vgl. Barbara Gillmann, „Frauen bekommen schlechtere Noten als Männer im Jura-Studium“, in: Handelsblatt vom 1. 5. 2018 (kostenpflichtig abrufbar unter www.handelsblatt.com), und: Constantin van Lijnden, „Kein kleiner Unterschied“, FAZ, 26. 4. 2018 (<https://www.faz.net/aktuell/politik/inland/juristische-pruefung-diskriminierung-von-frauen-und-migranten-15560024.html>).

nicht als Frau geboren, man wird es.“¹⁰ Geschlecht – oder modern gesprochen: Gender – wäre dann die triviale Folge von unsachgemäßer, nämlich unfreier Erziehung. Alle Welt glaubt der französischen Philosophin. Dabei müssten wir alle doch lauthals Widerspruch einlegen: Warum bin ich heterophil? Warum homophil? Gerade Homophile legen Wert darauf, dass es sich bei ihrer Veranlagung um etwas ganz Normales und nicht Veränderbares handle. Sie sei – theologisch gesprochen – Schöpfung Gottes. Aber aus dieser Richtung höre ich nichts Kritisches gegen die Gender-Lehre.¹¹ Mir scheint, dass Simone de Beauvoir die Erziehungsmöglichkeiten stark überschätzt hat. Das menschliche Leben und Erfahren ist von sehr vielen Faktoren abhängig. Deswegen halte ich mich lieber nach wie vor eher an Sigmund Freud (1856–1939), der den Selbsterhaltungstrieb als den stärksten unserer Triebe erachtete, ihm darauf aber den Geschlechtstrieb sofort folgen ließ. Dann gäbe es Grundvoraussetzungen, von denen ich herkomme und die ich nie wieder loswerde – unbenommen der oben beschriebenen, zumindest mit sozialwissenschaftlicher Statistik erkundeten Ungerechtigkeit.

Auch auf finanziellem Gebiet kann das der Fall sein: Wenn sich ein Kollege finanziell alles leisten kann, ich aber jeden Cent umdrehen muss, weil ich zu einer niedrigeren sozialen Schicht als er gehöre, dann empfinde ich das nicht nur als Unrecht, sondern auch als Schicksal, das mir auferlegt wurde und das ich nicht ändern kann. Oder es fällt mir schwer, etwas zu lernen und zu behalten. Anderen aber fliegt alles zu. Ebenso Schicksal? Jedenfalls etwas, das mir geschickt, auferlegt worden ist. Nichts von alledem konnte ich mir wählen. Mit diesen unabänderlichen Voraussetzungen muss ich leben. Kräfte, Gaben oder gesundheitliche Bedingungen sind gegeben und nicht

10 Simone de Beauvoir, *Le Deuxième Sexe/Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau* (aus dem Französischen von Eva Reichel-Mertens und Fritz Montfort), Hamburg 1951, S. 334.

11 Wie in unserem Land in der Politik damit umgegangen wird, zeigt folgender Bericht: „Sehr bezeichnend und befremdend ist hier ein Auftritt der ehemaligen Präses der EKD-Synode Katrin Göring-Eckardt (Bündnis 90/Grüne) im letzten Bundestagswahlkampf 2017, der in der ‚Neuen Presse‘ Hannover wie folgt wiedergegeben wird: ‚Kurz vor Beginn des Umzugs sprach bereits Grünen-Chefin Katrin Göring-Eckardt auf der Bühne am Opernplatz. Und die 51-jährige war bereits merklich im Wahlkampfmodus: ›Ohne Ehe für alle gehen die Grünen in keine einzige Koalition in der nächsten Legislaturperiode. Das verspreche ich euch.‹ Die Masse jubelte ihr zu. Laut und energisch sprach Göring-Eckardt über ihr Unverständnis, dass es immer noch so viele Konservative gibt: ›Diese Leute sind nicht homophob, das sind einfach Arschlöcher, rief sie dem Publikum entgegen.‹“ (Christian Meißner, *Duldung im Dissens. Zur Frage der Gleichstellung homosexueller Partnerschaften*, in: *Deutsches Pfarrernetzblatt* 119, 2019, S. 207 Anm. 14 [mit Quellenangabe]).

wählbar. Odo Marquard (1928–2015) fasst das in folgende Worte: „In unserem Leben sind die Schicksalszufälle untilgbar prägend; zu ihnen gehören auch unsere Üblichkeiten, auf die wir angewiesen sind: denn wir regeln unser Leben überwiegend nicht selber, schon gar nicht absolut. Daraus [...] folgt: Wir Menschen sind stets mehr unsere Zufälle – unsere Schicksalszufälle – als unsere Leistungen.“¹²

Aber Unfreiheit ist bei uns nicht gefragt. Ich muss mit den anderen mithalten, wenn ich nicht ausgesondert werden will. Ich muss mich rechtfertigen, wenn ich erklären will, wo ich Probleme habe. Die Reformation hatte vor 500 Jahren die Rechtfertigung auf Grund von Werken abgeschafft. Aber diese Rechtfertigung auf Grund von Werken ist in viel gnadenloserer Gestalt zurückgekehrt: Nicht der ferne Gott fordert sie, sondern die Vorgesetzten und die Nächsten, die unter demselben Druck stehen wie ich. An die Stelle der wunderbaren „Freiheit eines Christenmenschen“, die darin besteht, dass ich zugleich Herr und Knecht bin, ist die geforderte Menge von Werken getreten. Schaffe ich sie nicht, ist das allein *mein* Problem. An die Stelle des „Solus Christus“ ist das machtvolle und zugleich erbarmungslose „Soli homines“ getreten. Allein auf uns Menschen kommt es an. Was fange ich aber mit meinem neuen Prädikat „Solus homo“ als einzelner an? Verliere ich damit die anderen Menschen? Werde ich von ihnen ab- oder gar ausgegrenzt? Und grenze ich mich so weit von ihnen ab, dass ich mich als Zentrum des Alls wähne?

Das Böse

Dass es Böses gibt, das weiß schon die Bibel. Hiob etwa, der vom Teufel mit der Erlaubnis Gottes auf seine Glaubensstärke geprüft werden darf. Oder jener Jesus von Nazareth, der von den Römern als „König der Juden“ gekreuzigt wird. Aber wenn wir Menschen *allein* für unsere Welt verantwortlich sind, dann muss doch das Böse überwindbar sein. Philosophen, die der Vernunft die Überwindung des Bösen zutrauen, wird aber von Psychologen widersprochen, die auf unser mächtiges Unterbewusstsein hinweisen, das viel kraftvoller sei als unser Bewusstsein. Auch der Skeptiker Odo Marquard hat Vorbehalte, denn er sagt, „daß der Garant der Aufklärung, die Vernunft, durch selbstzerrüttende Eigenillusionen selber als genius malignus („böser Geist“; frei übersetzt: „Satan“) wirken kann.“¹³

12 Marquard, a. a. O. (wie Anm. 4), S. 8.

13 A. a. O. (wie Anm. 4), S. 17.

Der Skeptiker erweist sich hier als reformatorischer Theologe. Bei Martin Luther etwa ist die Vernunft eine gute Gabe Gottes. Aber wie alles, was menschlich ist, so kann auch sie verführt werden oder sogar selber verführen. Dann ist sie eine Hure,¹⁴ die in diesem Fall nicht nur Männer vom rechten Weg abzubringen vermag. Auch die Heilige Schrift behauptet von uns Menschen, dass „alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar“ (1. Mose 6,5). Allerdings geht es auch der Bibel und allen christlichen Kirchen um eine stetige Abwehr und Minderung des Bösen. So sollen wir etwa unseren Nächsten „entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten“ wenden.¹⁵ Aber dass wir unvollkommen bleiben in unserem ganzen Leben, das wir „Gerechter und Sünder“ zugleich sind und bleiben,¹⁶ das ist ein fundamentaler Widerspruch zu der neuzeitlichen Euphorie, wir Menschen schafften schon alles – auch die Überwindung des Bösen.

Gottesbeweise

Solange Gott mit Abraham, Mose und anderen „sprach“, solange er durch Propheten seine Worte mitteilen ließ, solange Jesus von Nazareth Gottes „logos“ war, das „Wort“ (Joh 1,1), war er durch seine Lebendigkeit, durch seine Offenbarungen, gegenwärtig. Aber bereits im ersten Jahrtausend nach der Geburt Jesu (und nicht erst heute!) kam es zu Spannungen zwischen Vernunft und Glaube. Auch islamische und jüdische Gelehrte befruchteten die Diskussionen unter den christlichen Theologen.¹⁷ Unter ihnen war Anselm von Canterbury (1043–1109) der erste, der sich an den apologetischen Versuch machte, Gottes Sein zu beweisen. Er geht davon aus, dass es etwas geben muss, das ist. Dieses Seiende nennen wir Gott. Seine Existenz und seine Natur sind, wie sie sind. Über sie hinaus kann nichts gedacht werden. Also muss auch das Sein zu Gott gehören. Er ist das wahre Sein,

14 Vgl. Bernhard Lohse, *Luthers Theologie*, Göttingen 1995, S. 214–218.

15 Martin Luther, *Der Kleine Katechismus*, in: *Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche*. Hg. v. Irene Dingel (zit.: BSELK), Göttingen 2014, S. 866 Z. 18 f.

16 Vgl. Hans Joachim Iwand, *Luthers Theologie (Nachgelassene Werke 5. Bd.)*, München 1974, S. 71–75.

17 Vgl. John Clayton, *Gottesbeweise II*, in: *TRE 13*, 1984, S. 725 Z. 11–13: „Christliche‘ Beweise für Gottes Existenz waren bezeichnenderweise Rezeptionen von Beweisen, die ihre erste Entfaltung in den verwandten Religionen Judentum und Islam gefunden hatten.“

ohne das alles übrige Sein nicht gedacht werden kann. Dieser „ontologische Gottesbeweis“ (von Kant so genannt) hat das Mittelalter stark beeinflusst.¹⁸

Aber der Dominikaner Thomas von Aquin (1224–1274) schlug einen anderen Weg als der Franziskaner Anselm vor. Er ging von der Empirie aus und stellte fest, dass es Bewegung gibt, Wandel. Das muss eine Ursache haben. Ursache und Wirkung kann man bis ins Unendliche zurückführen. Aber irgendwann muss ein unbewegter Bewegter, eine unbewegte Ursache, sein. Sie nennen wir Gott. „Im gesamten Corpus seiner Schriften empfahl Thomas nicht weniger als elf Gottesbeweise. Dreizehn andere verwarf er oder ließ sie fallen, weil er sie entweder für formal nicht schlüssig oder als theologisch unangemessen ansah.“¹⁹ Dies deutet aber wohl darauf hin, dass Thomas an dieser Stelle seines Denkens Mühe hatte und sich in Quantität rettete. Der Franziskaner Johannes Duns Scotus (1256/66–1308) behauptete dann, dass „nur die Metaphysik geeignet [ist] darzulegen, daß der ‚erste Bewegter‘ der *Physica* das ‚erste Seiende‘ oder Gott ist“. Sein Ordensbruder Wilhelm von Ockham (um 1285–1347/49) dagegen argumentierte, „daß Gottes Existenz spekulativ überhaupt nicht beweisbar sei“²⁰. Damit schienen erhebliche Anstrengungen christlicher Theologen vergeblich gewesen zu sein.

Ein weiterer Höhepunkt in der Diskussion, ob es Gottesbeweise gibt, ist in der abendländischen Aufklärung erreicht worden. Indem hier die Vernunft zum allein gültigen Maßstab zur Erkenntnis der Wahrheit erklärt wurde, konnten Argumente der Tradition oder des Glaubens keine Rolle mehr spielen. Vor allem Immanuel Kant hat sich in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ mit den ontologischen, kosmologischen und teleologischen Gottesbeweisen auseinandergesetzt. Er kam zu dem Ergebnis, dass alle diese ungeeignet seien, ein Sein Gottes zu belegen. Es gibt nach seiner Auffassung keinen „möglichen Beweis des Daseins Gottes“. Lediglich auf dem Gebiet der praktischen Vernunft gestand er einen „moralischen Gottesbeweis“ zu.²¹ Aber dies ist eher der Versuch, die geforderte Sittlichkeit mit einem religiösen Hintergrund zu versehen, um sie dadurch verbindlicher zu machen, als ein logischer Beweis. Angesichts seiner Kritik an unserer unvollkommenen Welt und seines gleichzeitigen Sprechens von autonomer Sittlichkeit sollte deswegen auch dieser „Beweis“ bald an Bedeutung verlieren.

Dennoch haben christliche Theologen immer wieder versucht, den Gott ihrer Tradition als seiend zu beweisen. So hat etwa Sören Kierkegaard (1813–

18 Vgl. ders., a. a. O. (wie Anm. 17), S. 725–728.

19 A. a. O. (wie Anm. 17), S. 732 Z. 44–46.

20 Vgl. a. a. O. (wie Anm. 17), S. 736.

21 Vgl. John Clayton, Gottesbeweise III, in: TRE 13, S. 744–759.

1855) formuliert: „Gott existiert nicht, er ist ewig.“²² Damit war Gott herausgenommen worden aus unserem Schema von Raum und Zeit. John Henry Newman (1801–1890) versuchte, „die Existenz Gottes aus der Wirksamkeit des Sittengesetzes im menschlichen Bewusstsein zu folgern“²³. Paul Tillich (1886–1965) meinte in seiner „Systematischen Theologie“: „Gott existiert nicht. [...] Zu behaupten, daß Gott existiert, heißt ihn zu leugnen.“²⁴ Wie Kierkegaard so hat auch Tillich Gott aus unseren Beziehungssystemen herausgenommen und ihm ein nicht von uns Menschen beschreibbares Sein zugesprochen. Aber es gilt, auf noch einen weiteren Versuch hinzuweisen, Gott und unser Verhältnis zu ihm zu klären:

Behauptungen

Daniel Friedrich Ernst Schleiermacher (1768–1834) hat „die Gebildeten unter den Verächtern“ der Religion zu überzeugen versucht, indem er erklärte, die Frömmigkeit sei „weder ein Wissen noch ein Tun, sondern eine Bestimmtheit des Gefühls oder des unmittelbaren Selbstbewusstseins“. Religion hat ihren Ort in uns also nicht im Verstand und auch nicht im Handeln, sondern im Gefühl und im Selbstbewusstsein. Dieses zeigt uns unsere „schlechthinnige Abhängigkeit“.²⁵ Wir sind in der Tat erfahrungsgemäß abhängig von unseren Gaben und Möglichkeiten. Wir Menschen stehen vor absoluten Grenzen, die wir nicht zu verändern vermögen. Wir sind abhängig von unserer Herkunft, von unserer Erziehung und von unseren individuellen Möglichkeiten. Schon damals konnten nicht alle „Gebildete“ sein. Das lag nicht zuletzt an fehlenden sozialen Voraussetzungen. Auch heute streiten wir uns, was auf unsere „Gene“ zurückgeht. Liegen unsere Fähigkeiten in ihnen begründet im Hinblick auf das, was wir können, und auf das, was wir nicht vermögen? Die andere Möglichkeit wäre, dass unsere gute oder weniger gute Bildung die Entwicklung unserer Kräfte formt und erweitert oder zumindest freisetzt. Wir kennen die Grenzen unserer Möglichkeiten, unserer Motivation und unseres Engagements. Wir bewundern die Alleskönner, die Überzeugenden und die, die sich knallhart durchsetzen. Wir freuen uns aber auch

22 Zit. a. a. O. (wie Anm. 21), S. 742 Z. 40 f.

23 A. a. O. (wie Anm. 21), S. 756 Z. 52–S. 757 Z. 1.

24 Zit. a. a. O. (wie Anm. 21), S. 742 Z. 43 f.

25 Vgl. Hermann Fischer, Daniel Friedrich Ernst Schleiermacher, in: TRE 30, 1999, S. 143–189, bes. S. 153–157 und 166–171.

diebisch und frivol, wenn sie wieder herabstürzen von ihrem Olymp. Wir erkennen daran, dass es keine Erfolgs- und Lebensgarantien gibt. Außerdem: Was ist Gefühl? Wo hat es in uns seinen Ort? Das Selbstbewusstsein hat in unserer Gegenwart mehr Gewicht als das Gefühl. Aber auch dieses ist nicht absolut. Gefühl und Selbstbewusstsein sind variable Größen. In der Zeit der Romantiker, in der Schleiermacher seine Gedanken vortrug, mochten beide Begriffe gut ankommen. Aber kann man sie prinzipiell und substantiell für die Frage nach Gott verwenden? Kann ich aus meinem Gefühl oder meinem Selbstbewusstsein heraus etwas *allgemein* Gültiges über Gott aussagen? Denn beide Bereiche haben nur in einem jeden einzelnen von uns ihren Raum und ihre Zeit.

Der Gotterfinder

Es war der Philosoph Ludwig Feuerbach (1804–1872), der uns besonders deutlich zurief: Es gibt keinen Gott und keine Götter! Eure Bilder, die ihr Christen euch von eurem Gott macht, sind „nichts anderes“ als Vorstellungen, die ihr selbst erfunden habt. Ihr projiziert eure Hoffnungen, Sehnsüchte, Sorgen und Wünsche in den Himmel hinein und identifiziert sie dort mit eurem „Gott“. Das war eigentlich nicht neu. Schon in der vorchristlichen Antike wurde bestritten, dass es Götter gebe.²⁶ Aber Feuerbachs Verweis auf die Diesseitigkeit, auf deren Wert und Würde, auf die Bedeutung der Sinne und der Sinnlichkeit wie auch auf Versäumnisse der Christen in dieser Welt, sprach und spricht viele Menschen an. „Feuerbachs Theorie hat ihre Bedeutung heute nicht als die verwegene und bahnbrechende Denkleistung eines Einzelnen, sondern als die ausgesprochene oder unausgesprochene Grundüberzeugung einer großen Zahl unserer Zeitgenossen.“²⁷

Der Philosoph erklärte, das Grab sei „die Geburtsstätte der Götter“²⁸. Weil wir mit dem Tod nicht fertig werden, erfinden wir Gott und eine neue Welt. Es gibt für den Sensualisten Feuerbach aber nur „die Wahrheit der Sinne“²⁹. Er fordert in einer Zeit der beginnenden Industrialisierung die Menschen seiner Zeit auf, ihre gegenwärtige Welt zu verbessern. Ein durchaus sinnvoller

26 Vgl. Hans-Martin Barth, *Authentisch glauben. Impulse zu einem neuen Verständnis des Christentums*, Gütersloh 2010, S. 16.

27 A. a. O. (wie Anm. 26), S. 17 f.

28 Zit. a. a. O. (wie Anm. 26), S. 22.

29 Zit. ebd.

Appell. Karl Marx (1818–1883) nahm Feuerbachs Theorie auf und meinte, die Religion sei das „Opium des Volkes“. Sie wird überflüssig, wenn die sozialen Verhältnisse von Gerechtigkeit geprägt sein werden. Durch die marxistische Religionskritik bekam Feuerbachs Erklärung einen Schwung, der viele Menschen mitgerissen hat. Aber die Erfahrung, dass auch marxistisch-kommunistische Staaten die Erde nicht zum Paradies zu machen vermochten, sondern eher zum Gegenteil dessen, hat den Zauber dieser Theorie wieder weggeblasen. Hans-Martin Barth hat uns angeregt, die „Wirklichkeit des Glaubens als Wirklichkeit von Projektion“ zu verstehen: „Der Himmel der Transzendenz [...], den von Göttern zu entvölkern Feuerbach sich so außerordentlich bemühte, mag ruhig leer bleiben, wenn – [...] dem Glauben – Gott auf *Erden* gegenwärtig wird.“³⁰ Das ist gut lutherisch und allgemein christlich. Die Meinung von Karl Barth (1886–1968) dagegen, Feuerbachs Kritik treffe das Christentum nicht, sondern nur alle anderen Religionen, war voreilig. Denn das „Deus dixit!“ – Gott hat gesprochen! – seiner Theologie bewahrte sie nicht vor der Kritik Feuerbachs. Auch Karl Barths Äußerung, dass „der christliche Glaube Feuerbach ‚ins Gesicht lachen‘ darf“, ist kein Argument.³¹

Heute konzentrieren wir uns auf unsere Welt. Auf die Ausbeutung ihrer Ressourcen, auf den Klimawandel, auf die Ungerechtigkeit der Verteilung ihrer Güter. Wir wollen die Schöpfung bewahren und unsere Verantwortung für sie übernehmen. Früher meinte man, Gott habe nicht nur die Welt erschaffen, sondern er erhalte sie auch. Unter dem Stichwort „Bewahrung der Schöpfung“ haben wir nun aber selbst diese Aufgabe übernommen. Aus uns als „Gottesfinder“ wurden „Schöpfungsbewahrer“. Ob wir uns angesichts von Erdbeben, Vulkanausbrüchen und Trockenheiten damit nicht übernehmen? Realismus wird nämlich auch auf einer Erde erforderlich sein, auf der sich das Schlagwort „Gott ist tot“ bei sehr vielen Leuten faktisch und häufig auch theoretisch durchgesetzt hat.

30 A. a. O. (wie Anm. 26), S. 30–35.

31 A. a. O. (wie Anm. 26), S. 19.

Offenbarung³²

Trotz der Bedenken der Aufklärung müssen wir uns mit der Behauptung der Juden, der Christen und der Muslime beschäftigen, dass wir Menschen von außerhalb unserer Welt Botschaften erhalten, die uns Neues, bisher Unbekanntes mitteilen: „Offenbarungen“. So behaupten alttestamentliche Propheten, Gott haben ihnen eine Mitteilung gemacht, die sie ihren Mitmenschen weitersagen sollen. Die fünf ersten Bücher des „Tenach“, dem hebräischen (Alten) Testament, gelten allen Juden (auch messianischen, die Jesus von Nazareth als den gekommenen Gottesboten verehren) als „Thora“, als „Weisung Gottes“. Hier hat der Schöpfer den Menschen mitgeteilt, wie sie leben sollen, damit Gott sie als Gerechte annehmen kann. Jesus, den wir Christen als den „Gesalbten Gottes“ verehren, ist für uns der „Logos“, das Wort, das Leben schafft. Für Muslime gilt Mohammed als der Prophet Gottes, dem der Koran als dessen Wort mitgeteilt wurde. Atheisten mögen dies alles als Torheit ansehen. Aber das ist ein Argument, das schon dem Apostel Paulus entgegen geschleudert wurde: „Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist es Gottes Kraft“ (1 Kor 1,18). Dabei denkt er an alle Menschen. Juden wie Heiden lehnen das Wort vom Kreuz ab. Sie fordern etwas anderes: „Die Juden fordern Zeichen und die Griechen [womit alle Nichtjuden gemeint sind] fragen nach Weisheit, wir aber predigen Christus, den Gekreuzigten, den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Torheit“ (V. 22 f). Damit wir nicht meinen, dies sei Sturheit oder Besessenheit, schließt der Apostel seine Argumentation mit dem Satz: „Die göttliche Torheit ist weiser als die Menschen sind, und die göttliche Schwachheit ist stärker, als die Menschen sind“ (V. 25). Selbst wenn Gott ein Tor ist, selbst wenn er schwach ist, dann ist er immer noch weiser und stärker als wir in unserer zeitlichen und grundsätzlichen Begrenztheit.

Es gibt also, auch nach christlicher Lehre, Offenbarungen Gottes. Paulus geht dem in seinem Brief an die Römer nach, deren Gemeinde er (im Gegensatz zu den Christen in Korinth) nicht kennt. Zu seinem Gottesbild teilt er sofort im 1. Kapitel mit: „Denn Gottes Zorn wird vom Himmel her offenbart über alles gottlose Leben und alle Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit durch Ungerechtigkeit niederhalten“ (Röm 1,18). Gott offenbart sich vom Himmel! Das klingt vollmundig. Aber der Apostel weiß, dass –

32 Vgl. Konrad Stock, Einleitung in die Systematische Theologie, Berlin/New York 2011, S. 25–46.

schon damals! – Ungerechtigkeit unter uns Menschen herrscht. Nicht immer geht es uns Menschen um Wahrheit und Ausgleich, aber immer geht es uns um unseren persönlichen Vorteil. Wir wollen mächtig sein, anerkannt. Im Fernsehen wollen wir vorkommen: Wir könnten das doch besser als die, die jetzt das Sagen haben! Den Bedächtigen unter uns geht das zu weit. Aber moderne Psychologen sind dem unmodernen Apostel Paulus beigesprungen. Sie verweisen darauf, dass wir uns „erhalten“ wollen. Wir wollen nicht untergehen. Das ist ja auch sinnvoll. Kritisch wird es erst dann, wenn unser Trieb, überleben zu wollen, auf unerträgliche Kosten anderer geht. Da das allzu häufig der Fall ist, ist Gottes Zorn über uns entbrannt.

„Denn was man von Gott erkennen kann, ist unter ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen offenbart. Denn sein unsichtbares Wesen [...] wird seit der Schöpfung der Welt [...] ersehen an seinen Werken“ (V. 19 f). Gott ist unsichtbar. Das bestreitet Paulus nicht. Aber er wirkt in dieser Welt. Auf Grund seiner Werke können wir ihn erkennen. Dieser Rückschluss ist gewagt. Die Aufklärer haben ihn bestritten. Der Apostel aber meint, unsere Gotteserkenntnis sei uns verloren gegangen und ersetzt worden dadurch, dass wir „dem Niedrigen verfallen“ seien. Wir haben zwar nicht den Verstand verloren, aber unser „Herz ist verfinstert“ (V. 21). Und zu allem anderen kommt hinzu, dass wir all das überhaupt nicht bemerkt haben: „Die sich für weise hielten, sind zu Narren geworden und haben die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes vertauscht mit einem Bild“ (V. 23). Hier spricht Paulus nicht mehr so generell wie vorher. Er behauptet nicht, dass alle Menschen zu Narren geworden seien, sondern nur diejenigen, die sich für weise hielten und die sich unglaublich überschätzten.

Diese Narren, die ihre Narrenkappen nicht erkannt hatten, schufen ein „goldenes Kalb“, um es anzubeten (vgl. 2. Mose 32,1–6), oder andere Götzenbilder. Sie verwechselten den Schöpfer mit seinen Geschöpfen und vergaßen Gott sowie „seine ewige Kraft und Gottheit“ (Röm 1,20). Sie haben „ihn nicht als Gott gepriesen noch ihm gedankt“ (V. 21). Die Folgen dieser Verkehrung sind fatal und höchst unangenehm, denn nun schaden wir uns selbst: „Darum hat Gott sie in den Begierden ihrer Herzen dahingegeben in die Unreinheit“ (V. 24). An die Stelle der Vernunft ist die Begierde getreten: Wir suchen nicht das, was uns hilft, sondern wir suchen Freuden, die nicht sättigen, sondern die hungrig und abhängig machen. „Sie – die sich für weise hielten – haben Gottes Wahrheit in Lüge verkehrt und das Geschöpf verehrt und ihm gedient statt dem Schöpfer“ (V. 25). Lüge statt Wahrheit, Geschöpf statt Schöpfer. Dabei geht es nicht um einzelne Unwahrheiten, sondern um die Verschleierung, um die Verdrehung, um die Lüge als Prinzip. Denn Lügen haben zwar „kurze Beine“, aber auch viele Not- und Folgelügen. Sie führen

deswegen nur in Hilflosigkeit. Wer sich für weise hält, sehe sich deswegen vor. Folgert Paulus.

In seiner Philippika würde etwas fehlen, wenn der Jude Paulus nicht auch auf die Homosexualität zu sprechen käme. Denn er weiß, dass „Kinder eine Gabe Gottes“ sind (Ps 127,3). Er meint – in dieser Reihenfolge –, dass Frauen sich widernatürlich mit ihresgleichen ergötzen und Männer ebenso. Sie haben „den Lohn für ihre Verirrung, wie es ja sein musste, an sich selbst empfangen“ (Röm 1,27). Natürlich meint der Apostel nicht, dass alle Menschen homosexuell geworden seien. Aber es gibt Menschen, die so leben. Das war der jüdischen Tradition unangemessen. Deswegen sein scharfes Verdikt. Dem hier nachzugehen, würde uns die Vielfalt heutiger Menschenbilder vor Augen führen.³³ Uns geht es aber um *Gottes* Vielfalt, nicht um die Unterschiedlichkeit von uns Menschen. Durch den Apostel erblicken wir hier einen leidenschaftlichen Gott, zornig und uns ziemlich ähnlich. Aber da wir uns von Gott nur menschliche Bilder zu machen vermögen, muss der Apostel uns darauf hinweisen, dass Gott allmächtig ist und dass die Nichtbeachtung seines Rechts tödliche Folgen haben wird (V. 32).

Um uns deutlich zu machen, welche Folgen unsere Entscheidung für unsere „Begierden“ und gegen Gottes Recht erbracht hat, werden nicht weniger als 21 Sachverhalte genannt. Der Apostel beginnt mit „Ungerechtigkeit“ und endet mit „unbarmherzig“ (V. 29–31). Hier wird uns sehr viel zugetraut, aber leider überhaupt nichts Gutes. Dies geht jedoch nicht auf Paulus' überschießende Rhetorik zurück, sondern auf sein mitleidendes Herz. Denn der Apostel fährt fort: „Sie wissen, dass nach Gottes Recht den Tod verdienen, die solches tun; aber sie tun es nicht nur selbst, sondern haben auch Gefallen an denen, die es tun“ (V. 32). Es gibt das Recht, das Gott gegeben hat. Dies gilt es zu beachten. Denn Gott hat sich allen Menschen durch seine Werke kundgetan. Abirrungen müssen benannt werden.

33 Nur eine Ausnahme sei gemacht: Ulrich Ruh schreibt in seiner Rezension über das Buch von Volker Leppin, Franziskus von Assisi, Darmstadt 2018, in: *zeitzeichen* Heft 3, 2019, S. 68: „Auch aus heutiger Sicht eher sperrige Seiten des Mannes aus Assisi kommen zur Sprache, etwa [...] der Umgang mit dem Thema Sexualität“. Damit unterstellt der Rezensent uns Heutigen offensichtlich einen besseren „Umgang mit dem Thema Sexualität“ als Franziskus. U. Ruh dürfte dabei vor allem an Homosexualität gedacht haben. Das kann man tun, man sollte aber die von vielen unterstützte „Ehe für alle“ nicht als den Stein der Weisen ansehen, wie Reiner Anselm in demselben Heft zeigt: „Nicht ohne meine Familie. Die ‚Ehe für alle‘ im Spiegel moderner Güterethik“ (S. 8 ff). Alle Generationen von Menschen sollten täglich ihr Leben verantwortlich führen.

Der „Knecht Jesu Christi“ (V. 1) warnt weiter davor, andere vorschnell zu beurteilen oder gar zu „richten“: „Denn worin du den andern richtest, verdammst du dich selbst, weil du eben dasselbe tust, was du richtest“ (Röm 2,2). Wenn wir an die Fülle unserer üblen Neigungen und Taten denken, die Paulus uns mit 21 Begriffen beschrieben hat, dann müssen wir zugestehen, dass wir auch im besten Leben unfähig sind, wahre Gerechtigkeit zu schaffen und stets echte Barmherzigkeit zu erweisen. Deswegen ist Überheblichkeit gegenüber anderen Menschen zwar üblich, aber dennoch nicht von Gott akzeptiert. Der Mann aus Tarsus – Paulus – warnt uns davor, in den Wahn zu verfallen, wir könnten „dem Urteil Gottes entrinnen“ (V. 3). Auch wer Gottes Gericht verschweigt, weil es ihm aus irgendwelchen Gründen mit dem von ihm gezimmerten Gottesbild unvereinbar erscheint, wird dem Gericht Gottes nicht entkommen. Wir verachten Gott, indem wir seinem Wort ungehorsam sind. Wären wir ihm gehorsam, würden wir erkennen, dass Gott nicht nur gerecht ist, sondern auch reich an „Güte, Geduld und Langmut. Weißt du nicht, dass dich Gottes Güte zur Buße leitet?“ (V. 4).

Wer verstockt und unbußfertig ist, möge sich vorbereiten auf die „Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes, der einem jeden geben wird nach seinen Werken; ewiges Leben denen, die in aller Geduld mit guten Werken trachten nach der Gerechtigkeit, Ehre und unvergängliches Leben; Zorn und Grimm aber denen, die streitsüchtig sind und der Wahrheit nicht gehorchen, gehorchen aber der Ungerechtigkeit“ (V. 5–8). Das klingt abschendlich in unseren Ohren. Kann Gott auch so sein? Und ob, sagt sein Apostel! Gute Werke sind von Gott gefordert. Böses ist ihm verhasst. Wer daran zweifelt, dem wird am Tag „des gerechten Gerichtes Gottes“ noch eine letzte Offenbarung zuteil werden. Er muss erkennen, dass Gott gerecht ist. Wenn er das nicht wäre, würden wir ihn zu einem von uns machen – das sei ferne! All das gilt für Juden und Heiden. Die Juden haben nichts anderes zu erwarten als die Heiden. Gott gewährt ihnen an dieser Stelle keine Bevorzugung. So spricht der Jude Paulus. Gott bleibt einem jeden Menschen gegenüber gerecht. Bei ihm gibt es – anders als bei uns, wie wir leider sagen müssen – „kein Ansehen der Person“ (V. 11). Zwischen dem Volk des Alten Bundes, den Juden, und allen anderen Menschen gibt es keinen qualitativen Unterschied. Wir alle stehen Gott fern und/oder nah. Am Tag des Gerichts wird „Gott das Verborgene der Menschen durch Christus Jesus“ richten, „wie es mein Evangelium bezeugt“ (V. 16). „Evangelium“ heißt „gute Botschaft“. Es ist gut, dass wir wissen, woran wir sind! Wir stehen vor Gott, für den wir als Deutsche nicht weniger wert und wichtig sind als die Glieder aller anderen Nationen – was aber auch heißt, dass wir ihm nicht näher stehen als alle anderen Menschen. Es ist gut, wenn Klarheit herrscht, wenn wir uns nichts vormachen, sei es im Guten

oder im Bösen. Und es tut gut zu erkennen, dass der gerechte Gott Güte ist, der uns Zeit lässt zur Umkehr zu ihm. Das ist gute Botschaft, Evangelium: Das Harte und das Hilfreiche, das Schockierende und das Erlösende. Beides ist helfende Verkündigung.

Treue

Aus dieser Offenbarung wird die Frage, *wer* Gott ist, mit dem Satz beantwortet: „Ich werde sein, der ich sein werde“ (2. Mose 3,14). Mit diesem Satz wird der Name Gottes gedeutet, mit dem er sich vorgestellt hat. Über ihn ist viel nachgedacht worden. Ich begnüge mich hier damit aufzuzeigen, was diese Übersetzung uns sagt. Es wird zum Ausdruck gebracht, dass Gott ist und sein wird, sicher auch: dass er sich nicht ändern wird. Gott ist da. Lebendig ist er. Anwesend und unablässig tätig. *Wie* Gott handelt, das wird nämlich aus seinen Werken ersichtlich. Er bleibt, obwohl wir ihn zeitweise durch Götzen ersetzen. Er ist gerecht. Aber auch barmherzig. Der Apostel Paulus schreibt an die christliche Gemeinde in Korinth: „Gott ist treu“ (1 Kor 1,9; vgl. auch 2 Thess 3,3). „Bei der Treue Gottes“ versichert Paulus den Korinthern, dass er ihnen eine klare Botschaft ausrichtet (2 Kor 1,18). Die Beständigkeit, die Treue Gottes, wird im 1. Johannesbrief mit den Worten beschrieben: „Wenn wir aber unsre Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt“ (1,9).

Treu zu sein, ist schwierig. Jedenfalls für uns Menschen. Der Volksmund nennt diejenige Blüte, die am schnellsten verblüht, „Männertreu“. Wir brauchen das nicht auszumalen. Es genügt festzustellen, dass wir voll von Emotionen sind, von Gefühlen und Ängsten, von Hoffnungen und Befürchtungen. Und das geschlechtsunabhängig. Es fällt uns schwer, unsere guten Vorsätze lange durchzuhalten. Auch davon weiß der Volksmund. Es muss gar nicht von psychischen Krankheiten gesprochen werden. Ganz normal ist es, dass wir stets für Neues aufgeschlossen, ja neugierig darauf sind. Da wird manches vergessen, vieles für wichtiger gehalten als Bisheriges.

All das ist Gott nicht! Ihm sei es gedankt! Denn wie sollten wir uns an ihn wenden, wenn er nur zu bestimmten Sprechzeiten erreichbar wäre? Er schläft nicht. Wir Menschen und seine Schöpfung sind ihm stets wichtig. Er beachtet uns treu. Manche sprechen von „Gottesvergiftung“, wenn dieses Thema aufkommt. Sie wollen nicht stets begleitet sein oder gar beobachtet werden. Sie wollen ungestört und heimlich ihre Werke verrichten. Wer ein getröstetes Gewissen hat, kann dagegen froh sein über Begleitung. Diese kann ihn von Fallschem zurückhalten, bei Schwierigem stärken oder bei Freudigem ermuntern.

Auch Jesus von Nazareth, Gottes Sohn, wird Treue zugeschrieben: „Der Sohn musste in allem seinen Brüdern gleich werden, auf dass er barmherzig sein würde und ein treuer Hoherpriester vor Gott, zu sühnen die Sünden des Volkes“ (Hebr 2,17). Jesus hat die ihm vom Vater auferlegten Aufgaben treu ausgeführt. Er ist „der treue Zeuge, der Erstgeborene von den Toten und Fürst der Könige auf Erden!“ (Offb 1,5). Jesus Christus ist nicht weniger treu als der Vater. Denn er ist, anders als wir, ohne Sünde (vgl. Hebr 4,15).

Wie ist Gott? Er ist treu. Er bleibt sich selbst treu. Deswegen ist er für uns der Zuverlässige. Ihm können wir vertrauen, auch wenn wir an uns selbst über unsere Unzuverlässigkeit verzweifeln sollten, bleibt die Zuversicht: Gott ist treu; Gott ist *auch uns* treu.

Erfahrung

Wir dürfen als Christen an der Offenbarung der guten Botschaft festhalten. Wir dürfen aber auch nach Ansatzpunkten suchen, die uns heutigen überbeschäftigten Wesen neue Möglichkeiten der Gotteserkenntnis eröffnen. Bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren es Erlanger Theologen, die einen ganz alten Weg neu vorschlugen.³⁴ Auch sie setzten wie die Aufklärung beim Menschen ein.³⁵ Sie erinnerten uns Christen daran, dass wir Erfahrungen machen. Sie sind vielfältigster Art. Wir werden überrascht vom Lächeln eines Kindes. Wir erfreuen uns am Sonnenschein nach Wochen voller Düsternis. An Regen erfreuen wir uns nach langer Trockenheit. Wir machen auch Erfahrungen, die wir nicht uns oder anderen Menschen zuzuschreiben vermögen. Es geschehen Dinge, die wir nicht anders als „wunderbar“ bezeichnen können: Eine Krankheit heilt trotz schwerster Prognose; ein Wille erstarkt zu neuem Tun; wo vorher nur Missmut, Ärger und Verdruss waren, setzt neuer Lebensmut ein; aus einer Fülle von Bewerbern wird ausgerechnet mir die Bewältigung der gestellten Aufgaben zugetraut – Wunder über Wunder!

Aber wer in solchen wunderbaren Erlebnissen Gott findet, der muss auch zu den Widrigkeiten seines Lebens Gott befragen. Hat er meine Tochter durch einen Unfall sterben lassen, weil er mich strafen wollte? Hat er meine

34 Vgl. Karlmann Beyschlag, *Die Erlanger Theologie*, Erlangen 1993.

35 Vgl. Franz Hermann Reinhold Frank, *System der christlichen Gewissheit*, Erlangen² 1881–1884.

Firma pleite gehen lassen, weil ich so ein Dreckskerl bin? Hat er mir eine Krankheit auf den Hals geschickt, die mich bald sterben lassen wird, weil ich mich schon lange nicht mehr mit ihm befasst und noch viel weniger nach seinem Willen gefragt habe? In früheren Zeiten sprach man hier von dem Problem der „Theodizee“ Gottes – schon Leibniz hat darüber geschrieben. Diese meint: Warum verläuft nicht alles gut? Warum gibt es so viel Übel und Böses in unserer Welt? Warum tötet ein Unfall den einen Menschen und beschert dem anderen einen (natürlich) völlig unverdienten Karrieresprung? „Ein Thema aller Religionen“, nennt Peter Gerlitz dieses Problem.³⁶ Ein Erdbeben, das im Jahr 1755 Lissabon zerstörte,³⁷ zerbrach den Glauben, dass man „in der besten aller Welten“ lebe, was Philosophen und Theologen lange behauptet hatten. Unsere Erfahrung kann uns nicht immer letzte Sicherheit bieten. Wir müssen damit leben, dass Rätsel bleiben. Aber das gilt auch für die, die an keinen Gott glauben. Unsere Erfahrungen können uns helfen, eingefahrene und falsche Gleise zu verlassen und Neues zu beginnen.

Glaube

Nach christlicher Auffassung gehören Gott und Glaube zusammen.³⁸ Das heißt nicht, dass wir an Gott glauben, weil wir ihn nicht beweisen können. Das heißt vielmehr, dass wir im Guten wie im Bösen auf Gott vertrauen. Wir lassen uns führen. Nicht der Zufall oder ein blindes Schicksal bestimmen mich, sondern Gottes Weisheit, die höher ist als meine Vernunft. Martin Luther hat uns eine hilfreiche Lehre hinterlassen. Er sprach davon, dass sich Gott offenbart hat. Hier hat er sein Herz und Wesen gezeigt. Er rettet mich aus meiner Unsicherheit und meinem vorgetäuschten Selbstbewusstsein. Auf den offenbarten Gott hoffe ich. Aber Gott ist groß. Wir Menschen dagegen sind klein. Er kann sich verbergen, wenn er will. Dieser „verborgene Gott“ ist unerklärbar. Er entzieht sich allen meinen Annäherungs- oder Erklärungsversuchen. Es handelt aber nicht nur dieser verborgene, sondern auch der of-

36 Vgl. Theodizee I, in: TRE 33, 2003, S. 210 Z. 11.

37 Vgl. Das Erdbeben von Lissabon und der Katastrophendiskurs im 18. Jahrhundert, hg. v. Gerhard Lauer und Thorsten Unger, Göttingen 2008.

38 Martin Luther formuliert: „Denn die zwey gehören zu hauffe, Glaube und Gott“, vgl. BSELK S. 932 Z. 1f.

fenbare Gott. Dieser ist nur *einer*; er ist ein und derselbe.³⁹ Es wirken nicht zwei Götter, die unterschiedliche Aufgaben besitzen – etwa, dass der eine für das Gute und der andere für das Schlimme und Böse zuständig wäre, wie man in der Religionsgeschichte zu verschiedenen Zeiten geglaubt hat.⁴⁰ Gott ist mir zuweilen ganz fremd und unbegreiflich. Gelegentlich ist er mir näher als ich mir selber bin. Beides erleben wir.

Es ist falsch zu meinen, dass ich mich in „Glaube“ dort rette, wo ich unsicher bin und Genaues nicht weiß. Glaube hängt vielmehr stets mit Skepsis zusammen⁴¹ und muss sich gegen Anfechtungen und Zweifel bewähren. Schon im Neuen Testament lesen wir die flehentliche Bitte eines Menschen an Jesus von Nazareth: „Ich glaube; hilf meinem Unglauben!“ (Mk 9,24). Die Glaubenden mühen sich um *Einsicht*.⁴² Sie informieren sich zunächst einmal, worin christlicher Glaube besteht. Wenn sie dies geschafft haben, *stimmen* sie dem *zu*, weil es sie überzeugt hat. Vor allem aber ist Glaube dann *Vertrauen* und *Hingabe*: Ich verlasse mich auf den Dreieinen Gott, an den ich glaube. Ich vertraue ihm. Das ist eine existentielle Hinwendung, genauer: es ist die Hingabe meiner ganzen Person. Glaube macht exklusiv. Ich sichere mich nicht zusätzlich an anderen Stellen ab, sondern ich wende mich von allen anderen Mächten und Gewalten ab und konzentriere mich in meinem Glauben auf Gott allein. Das schließt Gefährdungen meines Glaubens nicht aus. Im Gegenteil. Weil ich auf Sinnvolles in meinem Leben vertraue, machen mir Anfechtungen schwer zu schaffen. Diese Anfechtungen erfahre ich als eine Abwendung Gottes: Hat er mich allein gelassen? Eine schauerliche und großartige Geschichte aus unserem Alten Testament macht uns das überdeutlich:

Der verborgene Gott erlaubt dem Satan, Hiob zu versuchen. Schrecklich zu sagen – aber biblisch! Hiob aber weiß, dass sein „Erlöser lebt“ (Hiob 19,25). Darum lässt er sich vom Teufel nicht überwältigen, Auch seine Freunde vermögen ihm nicht zu helfen. Sein Vertrauen zu Gott ist so stark, dass er alle seine unerträglichen Erfahrungen erleidet und überwindet. Martin Luther rät: Fliehe vom verborgenen Gott zum offenbaren Gott!⁴³ Rette dich unter seine Flügel. Bleibe dort, bis dieser dir wieder die Kraft gibt, gegen den

39 Vgl. Gerhard Müller, *Einsichten Martin Luthers – damals und jetzt*, Erlangen²2017, S. 36 f.

40 Vgl. z. B. Peter Schäfer, *Zwei Götter im Himmel. Gottesvorstellungen in der jüdischen Antike*, München 2017.

41 Vgl. Hans-Martin Barth, *Dogmatik. Evangelischer Glaube im Kontext der Weltreligionen*, Gütersloh³2008, S. 69–77.

42 Vgl. a. a. O. (wie Anm. 41), S. 77–84.

43 Vgl. Hans-Martin Barth, *Die Theologie Martin Luthers. Eine kritische Würdigung*, Gütersloh 2009, S. 211 f.

Satan zu kämpfen. Von Gott weg zu Gott fliehen – ein seltsamer Ratschlag und doch wohl die einzig mögliche Lösung in unserem Leben.

An die Stelle Gottes, an den Christen glauben, ist heute kein Nichts getreten, sondern wir haben uns neue Götter gemacht. Martin Luther sagt: „Worrauff du nu (sage ich) dein hertz hengest und verlessest, das ist eigentlich dein Gott.“⁴⁴ Wir hängen unser Herz an unsere Karriere; an Geld und Besitz; an die Anerkennung, die wir uns wünschen; an die vermeintlich stabile Familie und/oder an vieles mehr. Wir nehmen uns auch ganz edle Ziele vor: Wir übernehmen die Verantwortung für unsere Welt. Denn wir sind fest davon überzeugt, dass wir sie zerstören, wenn wir weiter machen wie bisher. Unsere Weltverantwortung nehmen wir also mit guten Gründen wahr. Aber wer die Schöpfung bewahren will, ohne an ihren Schöpfer zu denken, wird scheitern. Denn es gibt zu viele menschliche Lösungsvorschläge. Viele hängen ihr Herz an ihre Gesundheit. Sie richten ihre Speisen und Getränke danach; sie leben umsichtig und vorsichtig. Sie leben sicher besser als die, die ihr Herz an Drogen oder andere Süchte hängen. Aber möglicherweise verlieren gerade die ihr Leben, die es auf die oder auf eine andere Weise verlängern oder gar „finden“ wollen. So behauptet es jedenfalls die Heilige Schrift: „Wer sein Leben findet, der wird's verlieren“ (Mt 10,36). Wer dagegen seinen Glauben auf Gott richtet, wenn wir unser Herz an Gott und nicht an Vergängliches hängen, dann hört der Boden unter meinen Füßen auf zu schwanken.

Geist

Wir sagen, dass wir Menschen aus Leib, Seele und Geist bestehen. Unseren Leib können wir beschreiben. Er ist räumlich. Aber die Seele hat noch kein Operateur gefunden. Und was Geist ist, vermögen wir am besten praktisch zu erfahren: Es kann jemand geistvoll reden. Wir bestaunen seine Klugheit. Vielleicht auch seine Höflichkeit. Aber wo sein Geist. oder auch wo meiner sitzt, das ist schwer darzulegen. Früher hielt man das Herz für das Zentrum des Menschen. Heute verlegen wir dieses in das Gehirn. Ein Mensch ist gestorben, wenn sein Gehirn tot ist. So sprechen wir, auch wenn der Körper noch zu leben scheint. Wo sitzt der Geist? Im Gehirn? In Zellen? In der Fähigkeit zu Verbindungen zwischen vielen Zellen?

44 So Luther in seinem „Großen Katechismus“, in: BSELK S. 932 Z. 2 f.

Ausgerechnet mit diesem schwierigen Begriff wird Gott in der Heiligen Schrift beschrieben: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und Wahrheit anbeten“ (Joh 4,24). Hier geht es zunächst einmal um den Ort der Anbetung: Soll Gott auf den Höhen der Berge angebetet werden, wie es die in Samarien Wohnenden behaupten, oder im Tempel zu Jerusalem oder im Kämmerlein, wie es Jesus sagt (vgl. Mt 6,5 f)? Jesus relativiert diese Frage bei einem Gespräch mit einer Samariterin. Er meint, um Gott anbeten zu können, kommt es nicht auf den Ort an, sondern auf die Frage: „Wie bete ich?“ Dieses Problem löst er sofort selbst: Es kommt darauf an, ob ich Gott anbeate „im Geist und Wahrheit“. Wie aber ist dies zu verstehen?

Der Gegensatz zum Geist wird in der Bibel „Fleisch“ genannt. „Fleisch“ ist im Neuen Testament häufig das nach unten Ziehende.⁴⁵ Es wendet uns von Gott ab. Wenn wir „im Geist“ anbeten sollen, dann heißt das, abgewendet von uns selbst und zugewandt zu dem, der Geist ist. Unser Geist, der in uns ist, ist aber – jedenfalls für Christinnen und für Christen – eine Gabe Gottes. Und Wahrheit gehört dazu. Das ist eigentlich selbstverständlich. Denn Unwahrheiten mögen wir unseren Mitgeschöpfen vorgaukeln, aber es wäre albern, Gott belügen zu wollen. Wenn Gott Gott ist, dann kennt er uns besser als wir uns selbst. Verstellung wäre sinnlos. Nur die lautere Wahrheit kommt an.

Zurück zu Gott: Wenn Gott Geist ist, dann ist er nicht räumlich begrenzt. Er ist unanschaulich. Er wird – anders als wir – nicht müde noch matt. Da der Geist weht, wo er will,⁴⁶ kann er nicht an einen einzigen Ort gebunden sein. Wenn er will, kann er an vielen Orten präsent sein. Mit dem lateinischen Begriff „Multivolipräsenz“ wurde dies beschrieben. Logisch wurde gefolgert, dass dann auch Gott *an allen Orten* sein kann. „Ubiquität“ wurde dies genannt. „Geist“ verbindet uns also mit Gott: Er ist Geist, aber wir bestehen aus Fleisch, Seele und Geist. Wir haben also nicht nur etwas gemeinsam mit ihm, sondern wir sind auch anders als er. Wir sind zeitlich und räumlich begrenzt. Gott dagegen ist von Ewigkeit zu Ewigkeit und an allen Orten. Wir sind zwar Gott ebenbildlich (vgl. 1. Mose 1,27), aber sonst höchst verschiedenen von ihm.

45 Vgl. z. B. Römer 7,5–25 oder Matthäus 26,41.

46 Vgl. Confessio Augustana Art. 5, in: BSELK S. 100 Z. 3 f.

Eins gleich drei

Dies ist keine mathematische Formel! Dann wäre sie unsinnig. Dies ist vielmehr ein altes Bekenntnis. Nach meiner Meinung ist die Rede vom „Drei-einen Gott“ noch heute beachtenswert. Es geht nämlich um den *einen* Gott. Solange wir von „Gott“ sprechen, kann nur ein einziges Wesen gemeint sein. Diesen allmächtigen und gerechten, barmherzigen und gnädigen Gott können wir besser verstehen, so die alte Lehre der Christenheit, wenn wir sein Tun unterscheiden. Klar ist für die Christen gemäß jüdischer Tradition, dass Gott die Erde geschaffen hat. Sie bietet uns manche Rätsel. Deswegen sind viele Wissenschaftler dauernd am Forschen, um das, was „Leben“ ist, besser zu verstehen. Vor allem sind wir uns aber selber ein Rätsel. Denke ich heute noch an das, was mir gestern wichtig war? Ich blamiere mich, wenn ich heute erkläre: Was ich gestern sagte, das gilt heute nicht mehr! Aber wenn ich zu besseren Erkenntnissen komme, dann gilt es, dem als wahr Erkannten nachzukommen. Oder bin ich bockig und stur und verschließe mich besseren Einsichten, weil ich mich ein für allemal festgelegt habe? Deswegen bleiben wir dabei, dass Gott die Erde gut geschaffen hat und dass wir versuchen müssen, dieser guten *Schöpfung* nicht zu schaden.

Neben die Schöpfung tritt die *Erlösung*. Diese verdanken wir Jesus, dem Gesalbten Gottes, dem Sohn, der es nicht „für einen Raub“ („für ein gesundes Fressen“) hielt, „Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an“ (Phil 2,6 f). Er starb für uns am Schandmal der Römer, am Kreuz. Das wurde nicht „von den Herrschern dieser Welt erkannt“, sagt der Apostel Paulus (vgl. 1 Kor 2,8).⁴⁷ Aber haben wir es schon begriffen? Sicher nicht. Denn sonst würden wir uns mehr mit diesem größten aller Geheimnisse befassen: Gott und Mensch werden in Jesus Christus eins. Wie kann das gehen? Wenn Gott Gott ist und wir Menschen Menschen sind, dann ist das ein unvereinbarer Gegensatz. Gott und Mensch bleiben grundsätzlich verschieden.

Nein – das bleiben sie nicht! In Jesus Christus sind sie eins geworden. Er ist wahrer Gott und wahrer Mensch zugleich. Nicht erklärbar. Und doch verständlich. So sagt es schon der eben zitierte Abschnitt aus dem Brief des Apostels Paulus an die Gemeinde in Philippi: Gott Sohn steigt herab. Er erniedrigt sich bis zum Tod am Kreuz. Gott erhöht ihn nach dem vollbrachten Erlösungswerk und gibt ihm „den Namen“, „der über alle Namen ist, dass in

47 Er fährt fort: „wenn sie die (Weisheit Gottes) erkannt hätten, hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt“.

dem Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erden sind, und alle Zungen bekennen sollen, dass Jesus Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes des Vaters“ (Phil 2,9–11). Ein wunderbares Mysterium, aller Ehren wert. Dem nachzusinnen lohnt sich.

Das dritte Tun Gottes ist unsere *Heiligung*. Diese verdanken wir dem Heiligen Geist. Besonders in den orthodoxen Kirchen wird die Bedeutung seines Tuns angebetet und verherrlicht. Denn, da wir Menschen leicht erlahmen, ist es gut, wenn dieser gute Geist uns voranbringt. Wir sollen anders sein als Ungläubige. Wir sollen „vollkommen sein, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist“, ruft Jesus uns zu (Mt 5,48). Wir schaffen das nicht von uns aus. Aber der Heilige Geist geleitet uns auf unserem Weg zum Christ-Werden ein Leben lang.

Vom Wirken des Heiligen Geistes hat Luther gelernt, wie Theologie sein muss. In seinem wichtigen Werk „Vom unfreien Willen“ von 1525 formuliert er: „Der Heilige Geist ist kein Skeptiker, und er schrieb keine Zweifel oder Meinungen in unsere Herzen, sondern Behauptungen, die sicherer und fester sind als selbst das Leben und jede Erfahrung.“⁴⁸ Der Heilige Geist lehrt uns. Er sagt klar, was Sache ist. Er überlässt uns nicht der Vieldeutigkeit. Deswegen redet auch der Reformator klar. Dadurch wird er angreifbar. Aber irgendwelche Ansichten würden uns nicht helfen. Nur klare und verständliche Aussagen, die der Wahrheit entsprechen, sind lebenswichtig. Auf den Heiligen Geist können wir uns verlassen. Natürlich geht es auch um Mysterien. Niemand kann zum Beispiel von sich aus verstehen, dass Gott und Mensch *eine untrennbare Person* sind. Kein Mensch kann die Geheimnisse der Trinität auflösen. Der Wittenberger lässt deswegen widersprüchliche Aussagen nebeneinander stehen. Diese Dialektik ist um der Sache willen erforderlich. Aber Luther wehrt sich gegen Zwei- oder Mehrdeutigkeit in der Christenheit. Wir Glaubenden benötigen klare Aussagen, auf die wir bauen können. Die macht der Heilige Geist in unserem Inneren. Das hilft uns auch gegen alle unsere Erfahrungen. Luther hält die verbleibende Zeit, die die Welt noch besteht, für kurz.⁴⁹ Das macht eine lautere, wahrheitsgemäße Verkündigung mit der Hilfe des Heiligen Geistes umso dringlicher. Den „Tröster“ nennt Jesus diesen Geist (Joh 14,26). Der Heilige Geist ist also nicht nur während unserer guten Zeiten gegenwärtig, sondern auch und gerade „im

48 „Spiritus sanctus non est Scepticus, nec dubia aut opiniones in cordibus nostris scripsit, sed assertiones ipsa vita et omni experientia certiores et firmiores“ (D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, 18. Bd., Weimar 1908, S. 605 Z. 37–39).

49 Vgl. Martin Stupperich, Reformation als Bollwerk gegen den Antichrist, in: Theologische Beiträge 49, 2018, S. 280–294.

finstern Tal“ (Ps 23,4), wenn wir keinen Ausblick mehr haben und uns vollkommen elend fühlen. Wenn wir meinen, von allen guten Geistern verlassen zu sein, dann ist Gott Geist dennoch da. Wir sind durch ihn nie allein.

Das Mysterium der Trinität, des einen Gottes in seinem dreifachen Tun, ist uns heute arg fremd geworden. Es wird zwar von „Dreieinigkeit“ gesprochen – selbst mein Computer akzeptiert dieses Wort. Aber was heißt es eigentlich? Ist die Dreiheit in sich einig? So wird man das Wort auffassen. Aber es wäre fatal, wollte man Gott Uneinigkeit unterstellen. Dieser Begriff „einig“ meint auch in Wahrheit etwas völlig anderes, nämlich „einzig“: Gott handelt in drei Gestalten und ist zugleich doch ein einziger! Deswegen sollten wir vom „Dreieinzigen“ Gott sprechen oder vom „Dreieinen“ Gott und das missverständliche „dreieinig“ vermeiden.⁵⁰ Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) hat versucht, das Mysterium „der Trinität Gottes [...] vernünftig [...] zu verstehen“⁵¹. Das zeigt sein Empfinden für die Wichtigkeit dieses Geheimnisses. Aber hier stehen und bleiben Glaube und Vernunft in Spannung zueinander. Aber es ist aller Ehren wert, wenn jemand seinen Zeitgenossen auch Mysterien möglichst nahe zu bringen vermag.

Die Gläubigen vor Martin Luther haben die einzelnen Sätze des Apostolischen Glaubensbekenntnisses auf die zwölf Apostel verteilt, die alle ein Stück dieses Bekenntnisses für uns gesprochen haben sollen. Wir sind froh, dass wir es nach wie vor haben, obwohl es uns auch immer wieder Probleme bereitet.⁵² Der Reformator hat dem Bekenntnis trotz seines Namens eine völlig neue Gliederung gegeben. Er hat diesen Text in drei „Artikel“ geteilt. Der Wittenberger hat dem Vater die Schöpfung, dem Sohn die Erlösung und dem Heiligen Geist die Heiligung zugeschrieben. Dies entsprach uralter christlicher Tradition, wurde aber jetzt beim Apostolischen Glaubensbekenntnis durch eine heilsgeschichtliche, sachliche Einteilung neu betont. Der Dreieine Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist, ist *ein* Gott. Er offenbart sich uns in drei Gestalten. Das erleichtert es uns, sein Werk zu verstehen und uns ihm anzuvertrauen.

Es gibt eine Vielfalt menschlicher Meinungen über Gott. Wir Christen schlagen uns nicht auf die Seite derer, die ihn für eine reine Erfindung halten. Auch die Ursache für den „Urknall“ ist unbekannt: In einem mathema-

50 Diesen Vorschlag habe ich von Hans-Martin Barth übernommen.

51 Vgl. Walter Sparr, „Luther, du! – Großer verkannter Mann!“ Lessings vieldeutiges Interesse an Luther (Wolfenbütteler Vortragsmanuskripte H. 26), Wolfenbüttel 2018, S. 11.

52 Vgl. Frederick Ercole Voges/Hans-Martin Barth/Henning Schröer, Apostolisches Glaubensbekenntnis, in: TRE 3, S. 528–571.

tischen Punkt ohne Ausdehnung soll alles zusammengeballt gewesen sein, was sich zu einem Universum von unbekanntem Ausmaß auswuchs und sich noch immer weiter mit Lichtgeschwindigkeit ausdehnt. So heißt es, und so glauben viele. Sie meinen, das sei Wissenschaft. Und das ist es ja auch. Aber warum es einen Urknall gegeben hat, welche Ursache ihn bewirkte, das bleibt unerklärbar. Wir Christen dagegen personalisieren die Ursache für alles. Wir geben dem Verursacher den Namen *Gott*. Auch er ist unvorstellbar und unerklärbar. Aber wir verstehen ihn gegen alle Spötter und Besserwisser als *ein* Wesen, von dem wir fern sind, der uns aber näher kommt, als wir uns selber sind.

„Die offizielle kirchliche Verkündigung hat seit einiger Zeit eine ‚schlechte Presse‘. Man versichert uns dauernd, die Kirchen seien darum so leer, weil die Prediger so viel Gewicht auf die Lehre legten: auf das ‚langweilige Dogma‘, wie man zu sagen pflegt. Man lasse mich einmal sagen, daß genau das Gegenteil wahr ist; es ist die Vernachlässigung des Dogmas, die die Predigten so langweilig macht. Der christliche Glaube ist das aufregendste Drama, das der menschlichen Einbildungskraft je geboten wurde.“ Diese Worte wurden nicht 2019 formuliert, sondern achtzig Jahre vorher: 1939. Sie stammen von Dorothy L. Sayers (1893–1957), einer damals sehr bekannten Autorin von Kriminalromanen. Karl Barth las ihre Krimis sehr gerne; er wollte dadurch sein Englisch verbessern, das er in der Schule nicht gelernt hatte. Sayers war Anglikanerin. Ein reformierter Schotte schickte Karl Barth einen theologischen Essay von ihr zu. Der Schweizer war von ihm so begeistert, dass er beschloss, ihn zu übersetzen. Er teilte dies der Autorin am 7. September 1939 mit, wenige Tage nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs.

In ihrem Text will Sayers die Frage beantworten: „Was hält die Kirche von Christus?“⁵³ Sie formuliert: „er war Gott“⁵⁴. Aber zugleich hat Christus „alle menschlichen Erfahrungen durchlaufen: von den alltäglichen Ärgerlichkeiten des Familienlebens und dem hemmenden Druck der körperlichen Arbeit und Armut bis zu dem Furchtbarsten des Schmerzes, der Erniedrigung, der Niederlage, der Verzweiflung und des Todes.“⁵⁵ Die Autorin verdeutlicht ihre Meinung mit den Sätzen: „wenn er [Christus] nur ein Mensch und sonst nichts war, dann war sein Tod nicht wichtiger als der deine und meine. War er aber wirklich beides: Gott und Mensch, dann starb Gott, indem der

53 Dorothy L. Sayers, *Das größte Drama aller Zeiten*, hg. v. Hinrich Stoevesandt, Zürich 1982, S. 27.

54 A. a. O. (wie Anm. 53), S. 28.

55 Ebd.

Mensch Jesus starb. Und als der Gott Jesus von den Toten auferstand, da auferstand dann auch der Mensch; denn in ihm waren Gott und Mensch eine Person.⁵⁶

Sayers meint auch: „Niemand ist gezwungen, auch nur ein einziges Wort dieser merkwürdigen Geschichte zu glauben. [...] Wir können diese Lehre erleuchtend nennen oder verheerend. Wir können sie Offenbarung nennen oder auch alten Plunder. Wenn wir sie aber langweilig nennen, dann haben Worte keinen Sinn mehr. [...] Daß der Mensch des Menschen Tyrann sei, das ist das übliche traurige Lied menschlicher Erbärmlichkeit. Aber daß der Mensch zum Tyrannen Gottes wird und in ihm einen besseren Menschen findet als in sich selber, das ist der Inhalt eines auf alle Fälle erstaunlichen Dramas.“⁵⁷ Zu Gottes Vielfalt gehören also auch dramatische, erstaunliche und aufregende Züge. Gottes Vielfalt fordert uns in unserer Zeit heraus, ihn neu anzubeten, ihn zu bitten und ihm zu danken für das Vertrauen, das wir zu ihm haben. Dann tritt neben die von uns geschaffene Vielfalt der Gottesbilder und Gottesbestreitungen die *Einfalt des Glaubenden*, die Einfalt dessen, der dem Dreieinen Gott vertraut. Unser Gott ist und bleibt ihm „ein’ feste Burg“.

Persönliches Nachwort

Das Nachrichten-Magazin „Der Spiegel“ hat am 20. April 2019 auf dem Umschlag eine Titelgeschichte mit den Worten angekündigt: „Wer glaubt denn so was? Warum selbst Christen keinen Gott mehr brauchen“. Auf S. 40 ist dann daraus geworden: „Der Himmel ist leer“. Verfasser ist Dietmar Pieper. Auf der folgenden Seite erfährt man: „55 % der Befragten glauben an einen Gott.“ Das wird folgendermaßen aufgeschlüsselt: 75 % der Katholiken glauben an einen Gott, 67 % der Protestanten, also drei Viertel und zwei Drittel. Dass 20 % der Konfessionslosen ebenfalls an einen Gott glauben, wird kommentarlos berichtet.⁵⁸ „54 % derjenigen Befragten, die an einen Gott glauben, glauben auch, dass Jesus von den Toten auferstanden ist.“ Selbst wenn man nicht dem frivolen Spruch folgt: „Glaube nur an die Statistik, die du selbst gefälscht hast“, so überrascht doch, welche zeitgenössischen Theologen er

56 A. a. O. (wie Anm. 53), S. 31.

57 A. a. O. (wie Anm. 53), S. 32f.

58 Vgl. Der Spiegel Nr. 17/20. 4. 2019, S. 41.

zitiert. Von Protestanten nennt er nur den allseits bekannten (?) Klaus-Peter Jörns. Aber besondere Gemeinden in Kanada und der Schweiz werden herangezogen, um den Abbruch des Christlichen zu belegen. Der Beitrag endet mit den Worten: „Der Glaube, dass eine übernatürliche Macht seit Anbeginn der Zeit ins Weltgeschehen eingreift, ist eine Zumutung, die immer weniger Menschen akzeptieren wollen. Löst man Gott von dieser transzendenten Rolle ab, bleibt eigentlich nur Menschenwerk übrig. Aber was sollte da auch anderes sein?“⁵⁹ Das kann so gesehen werden, natürlich. Aber dass in einem Nachrichten-Magazin der Schlusssatz in die Form einer rhetorischen Frage gekleidet wird, unterstreicht die Absicht des ganzen Artikels: Der Spiegel-Journalist will uns von seiner Meinung überzeugen; wir sollen ihm antworten: „Klar, du hast ja Recht!“ Seriöse Journalistik würde informieren und der Leserin und dem Leser überlassen, was sie oder er damit macht. Sie würde persönliche Meinungen von Nachrichten deutlich unterscheiden.

In einem Interview wird der systematische Theologe Jürgen Moltmann gefragt: „Ist Jesus an Ostern wirklich auferstanden? Moltmann: Ja, ganz wirklich. Wirklicher, als wir die Wirklichkeit der Welt sehen.“ Die Fragenden haken nach: „Zwei Drittel der Menschen in diesem Land glauben aber nicht an die Auferstehung. [...] Sie aber sagen: Jesus ist leiblich auferstanden. Moltmann: Ja, und das ist der Anfang der Totenauferstehung. [...] Auf Gottes Auferweckung hin stand Jesus auf. [...] Jesus wurde von den Toten auferweckt, nicht als Ausnahme, sondern als Anfang. Er ist der Erstling der Entschlafenen, sagt Paulus.“ Jetzt werden die Fragen persönlicher: „Glauben Sie, dass Sie Ihre vor zwei Jahren verstorbene Frau wiedertreffen? Moltmann: Ja, die Auferstehung der Toten ist personal gedacht. Jesus ist von den Toten auferstanden und macht die, die sterben müssen, lebendig in der Hoffnung. [...] In Jesu Auferstehung hat Gott den Tod überwunden und ewiges Leben ans Licht gebracht. Darum ist die Auferstehung Jesu der Anfang der Neuschöpfung der ganzen Welt. Bei dem Tod meiner Frau vor zwei Jahren habe ich das Ende erlebt und gewusst, das ist der Neuanfang.“ Zum Schluss werden noch zwei Fragen gestellt: „Sie sprechen über Ihren Glauben und Ihre Theologie mit Gewissheit. Viele Menschen tun sich schwer, in dieser Klarheit zu glauben. Moltmann: Das war aber zu allen Zeiten so. Diese Überzeugungen sind auch eine Entwicklung. Ich bin nun 92 Jahre alt, da bleiben die Gewissheiten und die Zweifel und die Ungewissheiten treten zurück.“ Letzte Frage: „Was würden Sie einem Jugendlichen heute dazu sagen?“

59 A. a. O. (wie Anm. 58), S. 48.

Moltmann: Wage es, mit dieser Gewissheit zu leben, und du wirst neue Lebenserfahrungen machen.“⁶⁰

Spötter werden sagen: „Da hat sich ein Greis etwas zurecht gemacht. So werden aus Träumen und Hoffnungen Gewissheiten.“ Mag sein; wir dürfen und sollen ja kritisch sein. Aber Jürgen Moltmann schlägt uns ja nur vor, selber die Probe zu machen. Das Leben zeigt uns dann schon, was trägt und was nicht. Und Spott sollte nicht alles im Leben sein. Jedenfalls sagt uns das Psalm 1. Manche werden dem Spiegel-Schreiber folgen, der uns mit seiner rhetorischen Frage klammheimlich auf seine Seite ziehen will. Moltmann dagegen versucht lediglich das aufzuzeigen, was ihn beschäftigt und ihm hilft. Dieses Beispiel hat mich bewogen, nun auch noch ein persönliches Erlebnis zu erzählen.

Am 15. Oktober 2013 wurde meiner Frau gesagt, am nächsten Tag werde ihre Herzoperation durchgeführt werden. Sie wiederholte noch einmal, was sie mir schon die Zeit davor gesagt hatte: „Ich nehme an, dass ich diese Operation nicht überleben werde. Aber mit dieser Atemnot kann ich nicht weiterleben. So soll es dann sein.“ Ich war (wie immer) der Optimist. Der Operateur hatte mir Vertrauen eingeflößt mit seiner Aussage: „Ich habe diese OP schon oft durchgeführt.“ Ich habe meiner Frau gesagt: „Nach deiner Operation komme ich zu dir.“ Das tat ich dann auch. Sie lag auf der Intensivstation. Gleich das erste Bett rechts. Ein junger Arzt neben ihr, der sich nur um sie kümmerte. Es gab erhebliche Probleme. Er erklärte sie mir. Meine Frau lag im Koma und wurde beatmet. Wann ich sie wieder aufsuchen könne, fragte ich den Arzt. Er antwortete: Morgen nach der Visite, nach 10 Uhr.

In der Nacht des 17. Oktober 2013 wurde ich wach. 2 Uhr 15 Minuten. Toilettengang? Nein. Warum bin ich dann wach? Sorgen? Gewiss. Aber morgen erfahre ich ja mehr. Am Morgen um 7 Uhr wurde ich angerufen: „Ihre Frau ist heute Nacht um 2 Uhr 15 gestorben.“ Da wusste ich, warum ich wach geworden war: Meine Frau hatte sich von mir verabschiedet. Ihr irdisches Leben endete. Sie durfte mir das sagen. Gott hatte es ihr erlaubt, diesen „Umweg“ zu machen. Ihre Seele, ihr Leben, ging zu Gott. Seitdem weiß ich, dass es den Seelenschlaf bis zum Jüngsten Tag nicht grundsätzlich gibt. Den hatten manche Theologen angenommen. Aber die Maler wussten es besser: Sie zeigten den Leib des Sterbenden, aus dessen Ohr ein kleines Baby hervortritt und entschwindet, um zu Gott zu gehen. Ein Ausdruck, ein Symbol für die Seele, das Leben oder wie immer man es nennen will. Jedenfalls ein

60 Vgl. Evangelische Wochenzeitung für Bayern. Sonntagsblatt 75, 21. 4. 2019, Nr. 16, S. 4 f.

Zeichen, dass mit dem Tod nicht alles „aus“ ist, sondern dass Gott das von ihm geschaffene Leben zu sich zurückholt. Mein Erwachen in dieser Nacht um 2 Uhr 15 ist für mich nicht nur Ausdruck von Zuwendung, sondern auch ein erster Blick in die Ewigkeit. Sie beginnt, wenn unsere irdische Zeit endet.⁶¹

Ich erzähle dies im Anschluss an Jürgen Moltmanns Ausführungen. Natürlich kann man sagen: Alles Zufall; nichts anderes. Für mich jedoch war es Fügung. Ein Geschehen, das mir weiterhalf. Ein persönliches Ereignis muss für niemand eine Bedeutung haben – außer dem, der es selbst erlebt hat. Sie oder er darf damit leben, weiter leben. Ich wollte es einmal weitersagen. Belasten soll es niemanden. Wenn es jemandem helfen sollte, dann ist dies umso besser. Offenbarungen haben ihre eigenen Kategorien. Dabei bleibt es auch in diesem Fall.

61 Vgl. Gerhard Müller, Tod und Auferstehung bei Martin Luther, in: CA. Confessio Augustana. Das lutherische Magazin für Religion, Gesellschaft und Kultur III, 2019, S. 43–50.